

ROMAN
FRISTER

DIE MÜTZE
ODER **DER PREIS**
DES LEBENS

ERINNERUNGEN EINES
KZ-ÜBERLEBENDEN

*Aus dem Hebräischen
von Eva und Georges Basnizki*

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
Self-Portrait with a Scar
bei Dvir Publishing House, Tel Aviv

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Pantheon-Ausgabe November 2024

Copyright © 1993 by Dvir Publishing House and Roman Frister

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997 by Siedler Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildung: © Arcangel

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55505-7

www.pantheon-verlag.de

Erster Teil

DER GESCHMACK DES BROTES

*Wenn die Zedern in Flammen stehen,
was sollen dann die kleinen Moose tun?*

Talmudische Weisheit

1

In den Sommermonaten durfte man sich bis acht Uhr abends im Lager bewegen. Die Tage waren lang, und bis die völlige Dunkelheit über uns hereinfiel und Himmel und Erde am Horizont eins wurden, erlaubten uns die Aufseher das Gefühl begrenzter Freiheit. Es war ein Vergnügen, den Appellplatz in der Mitte des Lagers zu betrachten und nicht den Zaun sehen zu müssen, der es umgab. Es beruhigte, aufzuschauen und noch den Himmel zu finden, blau und ewig, wie in der Vergangenheit; es war gut, die Augen zu senken, um nicht die Wachen im Blick zu haben, die hinter ihren Maschinengewehren auf den Wachtürmen hockten. Die Menschen wanderten ungehindert zwischen den Baracken hin und her, als ob sie alte Bekannte in der Nachbarschaft besuchen wollten. Hinter den Barackentüren wurde mit einfachen Lebensmitteln gehandelt. Niemand wusste mit Sicherheit, wie die Brotlaibe, Säcke voll Reis und Buchweizen hereingeschuggelt worden waren und woher die Leute die Dollars und Diamanten bekamen, um die Ware zu bezahlen. Von Zeit zu Zeit kam es zu Schlägereien, von Zeit zu Zeit wurden Freundschaften geschlossen, dort hinter dem Stacheldraht, ganz wie im richtigen Leben. Jeder Gedanke an den kommenden Tag war in unseren Köpfen ausgelöscht. Wir lebten nur für den Augenblick, und das Geheimnis unseres winzigen Glücks bestand in der Fähigkeit, wie Tiere zu existieren, die frei auf ihrer Weide laufen, ohne zu wissen, dass sie zum Schlachten bestimmt sind.

Das Lager befand sich im oberen Teil der Stadt Starachowice, im polnischen Kreis Kielce. Die Stadt war ursprünglich von Mönchen des Zisterzienserordens gegründet worden, doch nun schon

seit Generationen von Juden bewohnt. Ihre Wahrzeichen waren eine kleine, gebrechliche Synagoge, ein mit Kopfsteinen gepflasterter Markt mit einem alten Brunnen in der Mitte, umsäumt von schäbigen Läden, sowie die geräumigen Häuser der angesehenen Bürger in einer Seitenallee. Jahrzehnte später traf ich in einem Altersheim in Tel Aviv eine alte Frau, die mich fragte, ob die Straßenkatzen von Starachowice noch immer am Brunnen Sonnenbäder nahmen. Ihre Naivität bewies den nutzlosen Glauben, dass die Zeit angehalten, gleichsam eingefroren und bei Bedarf wieder aufgetaut, zum Leben erweckt werden könne.

Das Zwangsarbeitslager war auf einer Wasserscheide errichtet worden, in einiger Entfernung von den Wohnhäusern der Arbeiter und Bergleute. Es wurde Majówka genannt, nicht nach dem Monat Mai, sondern nach der Eisenerzmine, die in der Nähe betrieben wurde. Unser Lager war nicht das einzige dieser Art im Kreis; sie alle waren von Häftlingen bevölkert, Juden und Nichtjuden, die dazu bestimmt waren, die Räder der Nazi-Rüstungsindustrie in Gang zu halten. Leben und Tod fügten sich zu einem komplexen Puzzle zusammen, das nur Historiker zukünftiger Generationen richtig werden entziffern können. Oberflächlich gesehen, waren dies keine Vernichtungslager, denen der süßliche Geruch der Krematorien entströmte. Es gab keine Selektion: rechts, links – Leben oder Massengrab. Hier durfte man auch eines natürlichen Todes sterben. Und trotz der schweren Arbeit, der strengen Disziplin und der Grausamkeit der Aufseher, die eigens für diese Aufgabe in Litauen und Estland rekrutiert worden waren, war Selbsttäuschung die tägliche geistige Kost. »Lass uns so tun als ob« lautete der Name des Spiels. Lass uns so tun, als ob es hier nicht geschehen könne.

War ich blind? Sperrte ich die Wahrheit aus? Offenbar ist zeitliche Distanz nötig, um zu verstehen, dass die Fähigkeit, unerwünschte Erfahrungen abzuschütteln und die Realität zu leugnen, in der das Verhängnis gegenwärtig ist, eine Bedingung des Überlebens ist. Auch ich versuchte, das zu verdrängen, was ich seit Beginn des Krieges hatte durchmachen müssen. Jedes nagende

und schmerzliche Erlebnis, das drohte, den automatischen Trieb zum Widerstand zu zerfressen, wurde eine leere Stelle auf der Schiefertafel meiner Erinnerungen. Nur das Bild meines sterbenden Vaters konnte ich nicht auslöschen; es verfolgte mich überallhin. Ein Rückstand in der Seele. Ein Stachel im Herzen.

Es war noch hell, als ich vom Stahlwerk zurückkam. Mit fünfzehn Jahren war ich der jüngste der Siemens-Martin-Schmelzofenarbeiter. Die Schmelzöfen waren so veraltet wie das ganze Werk, das Ende des letzten Jahrhunderts von einem jüdischen Finanzier namens Salomon Fränkel errichtet worden war, der an die Zukunft der industriellen Revolution geglaubt hatte. In den dreißiger Jahren wurde das Werk stillgelegt, da die neuen Eigentümer es nicht für lohnend hielten, Geld in die Erneuerung der Anlagen zu investieren. Doch schon bald nach dem Einmarsch der Nazis in Polen bliesen die Eroberer den kalten Schornsteinen neues Leben ein. Sie entzündeten die Feuer in den Schmelzöfen, Lohn- und Zwangsarbeiter kratzten den Rost von den Wagen der Werksbahn und entfernten versteinerte Betonblasen von den Schienen, verjagten die Ratten, die die leeren Hallen beherrschten, und machten sich an die Arbeit. Aus Deutschland wurden moderne Ausrüstungen herangeschafft; offiziell den Hermann-Göring-Werken angegliedert, nahm die Anlage unter dem Schutz des Reichsmarschalls den Betrieb wieder auf. Erze und Alteisen wurden geschmolzen, um den Stahl zu gießen, den die Nazis so nötig brauchten wie die Luft zum Atmen. Das Werk produzierte Bombengehäuse und Rohre für Fernkampffartillerie, und die Flammen der Siemens-Martin-Schmelzöfen brannten ohne Unterlass, vierundzwanzig Stunden am Tag. Wie gut war es doch zu glauben, dass wir, solange diese Fackel brannte und wir den Nazis nützlich waren, einen Schutzbrief gegen den Tod in unseren Taschen trügen.

Mein Vater verlor diesen Schutzbrief, als er krank wurde. Viele Monate lang hatte er mit Stahlklumpen gefüllte Karren von der Gießhalle in die Halle geschoben, in der die Qualitätskontrolle

vorgenommen wurde. Die Wagen knarrten in jeder Kurve und entgleisten oft. Wenn so etwas vorkam, schlugen die deutschen Aufseher die Gefangenen mit Eisenstangen und trieben sie an, die Karren wieder aufzurichten und weiterzuschieben. Jeder wog mindestens eine halbe Tonne. Selbst wenn die Aufseher keine geborenen Sadisten gewesen wären, die Verhältnisse brachten diese latente Grausamkeit ans Licht. Sie schienen von Leistung und Produktion wie besessen zu sein, vielleicht, weil sie fürchteten, dass die kleinste Verzögerung den Krieg gegen sie entscheiden könnte. Wussten sie doch, dass eine Niederlage das Ende des Nazi-Traums bedeutete, der allen Angehörigen der reinen arischen Rasse einen Volkswagen versprach.

Ich sah, wie mein Vater schwächer und schwächer wurde. Manchmal stolperte und fiel er, auch ohne dass ein Aufseher ihn geschlagen hätte. »Hör auf zu rauchen«, schimpfte ich. Ich wusste, dass er das kleine Stück Brot, das wir jeden Morgen bekamen, gegen zerdrückte Zigarettenstummel oder Reste schlechten Tabaks eintauschte. Vielleicht hatte ich bei diesen Vorwürfen gar nicht unbedingt seine Gesundheit im Sinn. Unbewusst war ich wohl böse auf ihn: Wenn er sein Brot nicht wollte, warum gab er es nicht seinem Sohn? Ich wurde verlegen, wenn er mit einem um Entschuldigung bittenden Lächeln erklärte, dass Nikotin für ihn eine lebenswichtige Droge sei, ohne die er nicht auskommen könne. Dabei waren es nicht seine nervöse Art, sich an das Rauchen zu klammern, und nicht mein Ärger, um den Genuss des Brotes gekommen zu sein, die mich verlegen machten, sondern die Tatsache, dass er es für nötig hielt, sein Tun zu erklären. Wenn ich heute versuche, diese Ereignisse zu ergründen, so scheint es mir, dass dies der Strohalm war, der den letzten Rest seiner väterlichen Autorität zerbrach. Ich war schon lange vor seinem Tod moralisch allein. Ohne zu merken, wann und wie es geschah, hörte ich auf, Disziplin zu akzeptieren. Ich begann, den Gott des Überlebens anzubeten.

Den wahren Grund für die zunehmende Schwäche meines Vaters entdeckte ich erst, als es zu spät war.

Zu spät? Ein dummer Gedanke. Was hätte ich getan, wenn ich es vorher gewusst hätte? Es stand nicht in meiner Macht, ihn zu retten. Hätte es mich gequält? Sogar das ist nicht sicher. Ein Psychologe hätte in mir vielleicht die große Fähigkeit erkannt, Strafen zu ertragen. In den Jahren, die seit dem Ausbruch des Krieges vergangen waren, hatte sich mein Herz mit einer dicken Schicht Gefühllosigkeit umgeben. Das Leiden anderer Menschen war eine so allgemeine Erscheinung, dass jeder, der sich nicht von ihr distanzierte, Gefahr lief, von seinen Gefühlen tödlich getroffen zu werden. Die Straße zur Freiheit aus der zerstörerischen Qual war übersät mit den Leichen edler Geister.

Die Typhusepidemie traf uns mit voller Wucht, fast wie jene Epidemie, die im Mittelalter die Bevölkerung Europas dezimiert hatte. Die antisemitischen Plakate, die ich überall in der Stadt vor meiner Verhaftung gesehen hatte, hatten die Juden als Virusträger dieser Krankheit angeprangert. Nun bewies die Realität, dass die Nazi-Propagandisten recht behalten hatten. Ich weiß nicht, wann und wo mein Vater sich mit der Krankheit ansteckte. Solange er noch auf den Beinen stehen konnte, hatte er sie auch mir verschwiegen. Vielleicht wollte er glauben, dass es nur eine vorübergehende Schwäche sei und er durch seine Hartnäckigkeit, die Wahrheit zu verdrängen, das Schicksal überlisten könne. Bis seine Beine beim morgendlichen Appell versagten. Ich versuchte, ihn zu stützen. Der Häftling an seiner rechten Seite tat so, als ob er nichts bemerke. Niemand war bereit, nutzlos Kraft zu verschwenden. In der Regel war es besser, sich von jemandem fernzuhalten, dessen Schicksal bereits besiegelt schien. Die Hand meines Vaters rutschte von meiner Schulter, sein Körper klappte zusammen. Jede weitere Täuschung war zwecklos. Still sackte er auf den Boden wie ein voller Baumwollsack. Meine spontane Reaktion war, mich zu bücken und ihn aufzuheben, aber ich tat es nicht. Ich stellte mich wieder auf und sah den Offizier an, der den Appell inspierte. Jeder erfahrene Häftling wusste, dass man sich nicht um jemand kümmern durfte, dem nicht mehr zu helfen war. Unglück war ebenfalls ansteckend.

Der Kapo zählte die Reihen durch und blieb eine Sekunde stehen. Der deutsche Offizier, der an seiner Seite marschierte, trat zurück und brüllte: »Das hat uns gerade noch gefehlt! Bringt ihn sofort ins Krankenhaus!«

Zwei Gefangene, die dafür zuständig waren, ergriffen die schlafenden Arme meines Vaters und schlepten ihn fort. War er bewusstlos? Wusste er, was mit ihm geschah? Ich fragte nicht danach. Ich sah, wie seine Füße über den sandigen Boden schleiften und eine Spur hinterließen, zuerst klar, dann immer verschwommener. Ich wollte nicht hinschauen. Vielleicht war mir unbewusst klar, dass es mir nie gelingen würde, mich von diesem Anblick zu befreien. Ich war wie hypnotisiert, nicht fähig, meinen Blick abzuwenden, und starrte auf die Schuhe meines Vaters, die an seine Fußsohlen geklebt schienen. Der Kapo wartete kurz, bis mein Vater hinter einer Baracke verschwunden war, und teilte dann die Stehenden in zwei Arbeitsgruppen ein. Menschen brachen hier jeden Tag zusammen; niemand schenkte dieser alltäglichen Szene besondere Beachtung. Fünf Minuten später marschierte ich wie üblich in der Kolonne zum Werk im unteren Teil der Stadt.

An der Tür einer Baracke hatte man ein Schild mit der Aufschrift »Krankenhaus« angebracht. Es war eine Baracke wie alle anderen, aus Holz gebaut und mit einem Dach aus verzinktem Eisenblech. Kein Arzt, weder Jude noch Nichtjude, hatte sie je betreten. Aus irgendeinem Grund, den ich nicht verstand, wurde dieser Ort »Riviera« genannt. Das Personal bestand aus Häftlingen, die angaben, Sanitäter zu sein, um harter Arbeit zu entgehen. Es war ihre Aufgabe, die Toten an eine bestimmte Stelle in einem der hinteren Höfe zu bringen. Jeden Morgen wurden die Lebenden und die Toten beim Appell genau gezählt, und erst wenn sicher war, dass die Zahl der arbeitsfähigen Gefangenen mit der Liste im Hauptbüro übereinstimmte, gaben die SS-Offiziere die Erlaubnis, die Toten auf einen Lastwagen zu laden und sie zu einem Massengrab am Ende der Stadt zu fahren. Nie fragte ich, wo es war. Ich wollte es nicht wissen.

Ich besuchte meinen Vater meistens sofort nach unserer Rückkehr ins Lager. Die Morgenschicht dauerte bis sechs Uhr abends. Über dem Zählen der Häftlinge verging eine weitere Stunde. Nach so einem Arbeitstag war es sehr mühsam, sich den Pfad zum Lager hochzuschleppen, vorbei an den wachsamem Augen der Aufseher. Hier und dort wurde unsere Kleidung gründlich durchsucht, um etwaige Lebensmittelschmuggler zu entdecken. Diejenigen, die man erwischte, wurden sofort erschossen.

Sobald wir uns jedoch im Lager selbst befanden, waren wir wieder »frei«. Mein erster Gedanke war, mich auszuruhen und meinen bleischweren Beinen Erleichterung zu verschaffen. Würde ich allerdings erst auf meiner Pritsche liegen, dann war es fraglich, ob ich noch die Kraft aufbrächte, wieder aufzustehen und mich zum »Krankenhaus« zu schleppen. Der lange, anstrengende Arbeitstag überwältigte kräftigere Leute als mich. Die Siemens-Martin-Schmelzöfen strahlten eine ungeheure Hitze ab, 600 Grad Celsius, und jedes Mal, wenn sie geöffnet wurden, um ihren geschmolzenen Inhalt auszugießen, traf uns eine Giftgaswolke. Jahre später las ich Sartres Schauspiel *Geschlossene Gesellschaft*, in dem eine der Hauptpersonen sagt: »Die Hölle, das sind die andern.« Diese tiefe Weisheit sollte ich mir zu eigen machen. In unserer täglichen Realität aber war auch das Werk in Starachowice, das seine Opfer röstete, die Hölle. Die Hitze brannte noch auf meinen Wangen, wenn ich schon vor der Tür des Krankenhauses stand. Diese Tür war immer geschlossen. Ich legte meine Hand auf die Klinke und zögerte unwillkürlich. Nicht der Müdigkeit, sondern der Unsicherheit wegen. Diese Tür zu öffnen, bedeutete, eine Kreuzung zu betreten, auf der sich Leben und Tod trafen, eine Kreuzung, die keinen Ausweg zum Selbstbetrug offenließ.

Es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten. Die Fensterläden waren geschlossen, zugenagelt, damit es keinem einfallen sollte, die Sonne hereinzulassen. Beim Schein der matten Kerze, die an einer Schnur vom Dachbalken hing, sahen die Gesichter der Kranken wie Wachspuppengesichter aus. Manche hatten noch die Kraft, nach Läusen zu suchen.

Die meisten aber lagen regungslos. Der Tod zog es vor, langsam und heimlich in der Dunkelheit zu kriechen; der letzte Abschied verborgen vor den Augen der anderen.

Die Pritsche meines Vaters stand in der letzten Reihe. Ich ging an all den anderen Patienten vorbei, ohne einen Gedanken an sie zu verschwenden. Ich hatte nicht das Gefühl, ein gemeinsames Schicksal mit ihnen teilen zu müssen. Sie befanden sich im Vorraum zur nächsten Welt, ich klammerte mich an diese. Saurer Uringestank und ein starker Geruch nach Desinfektionsmitteln hingen in der Luft. Jemand streckte mir seine Hand entgegen, und ein unverständliches Krächzen kam aus seinem ausgetrockneten Hals. Vielleicht war er durstig. Vielleicht bat er mich um Wasser. Ich tat, als sähe und hörte ich nichts. Ich fürchtete mich nicht vor Ansteckung, aber ich hatte große Angst vor jeglicher Verbindung, jeglicher Identifizierung mit diesen Menschen. Als ob es in ihrer Macht stünde, mich in das Dunkel ihrer verlorenen Welt zu ziehen.

»Vater, ich bin da«, flüsterte ich.

Er reagierte nicht, doch sein Schweigen täuschte mich nicht. Ein kaum merkbares Zittern seiner fiebertrockenen Lippen sagte mir, dass er meine Stimme gehört hatte. Sein Kopf hing von der Strohmratze, mit hervortretendem Adamsapfel und halb geöffnetem Mund. Von Zeit zu Zeit ballten sich seine Hände, vielleicht, um mir etwas zu signalisieren, das ich nicht verstand.

Ich dachte an den Mann, den ich ignoriert hatte, und fragte: »Bist du durstig, Vater?«

Weder antwortete er mir, noch gab er mir ein Zeichen. »Vater, kannst du mich hören?« Ich beugte mich über ihn, nicht, um auf seinen Herzschlag zu lauschen, sondern um vorsichtig die Läuse zu zerquetschen, die in seinen Wimpern saßen. Die meisten Häftlinge im Krankenhaus lagen leblos da, manche in eigenartigen Stellungen, als ob sie in einem epileptischen Anfall erstarrt seien. Nur die Läuse waren gesund, nur die Läuse bewegten sich. Einen Augenblick hatte ich die verrückte Idee: Was wird mit diesen Läusen geschehen, wenn der Körper, der sie verpflegt, kalt

wird? Sterben sie mit ihm oder wandern sie zur nächsten Pritsche, um dort die Wärme zu suchen, die ihrem parasitären Leben eine ewige Existenz garantiert? Ich nahm jede zwischen meine Finger, eine nach der anderen, und sah sie mir genau an, bevor ich sie mit meinem Daumnagel zerquetschte. Wenn sie platzten, klang es wie der leise Knall einer Platzpatrone. Einige Minuten später, als seine Wimpern von Läusen befreit waren, berührte ich sanft seine Augenlider.

»Vater, öffne deine Augen«, bat ich ihn.

Erkannte er mich? Ich wünschte mir so sehr, dass er verstand. Was verstand? Dass ich das Gebot beachtete, meinen Vater zu ehren? Dass ich ihn zu einer Zeit, in der es ganz natürlich war, seine nächsten Verwandten aufzugeben, nicht verlassen hatte? Zum Teufel mit diesen moralischen Gedanken!

Ich sah, dass er in Stumpfsinn abgeglitten war, physisch nicht mehr litt und nicht mehr begriff, was um ihn herum vorging. Es war nur noch ein sinnloses Leben, ähnlich einer sterbenden Kerzenflamme, die kein Licht mehr gibt. Die kleinste Berührung mit dem Finger genügt, und sie erlischt. Und tief in meinem Herzen wusste ich, dass es mir nicht darum ging, dass mein Vater mich erkannte. Alles, was ich wollte, war, die Wahrheit ausschalten. Mein Vater hatte unter der ebenfalls von Läusen verseuchten Strohmattze einen Brotlaib versteckt. Er aß nicht mehr, und ich war hungrig.

»Vater?«, flüsterte ich. »Vater, du ...«

Ich wollte ihn fragen, ob er etwas brauche, und wusste sofort, wie absurd diese Frage war. Mein Flüstern war so leise, dass ich selbst es kaum hörte. Hoffte ich nicht insgeheim, dass er nicht antwortete? Denn wenn er mich gebeten hätte, seinem Elend ein Ende zu setzen, wie hätte ich seinem Wunsch nachkommen können? Doch genau in diesem Moment bewegte er seine Finger, um mir etwas anzudeuten. Meine Hand, die sich bereits dem Brot entgegengestreckt hatte, hing in der Luft. Ich setzte mich auf die Kante der Pritsche und wartete geduldig auf seinen Tod, um das Brot ohne Gewissensbisse an mich nehmen zu können.

Sieben Tage lang beobachtete ich die gemeinen Methoden des Todesengels. Ich sah, wie sich der Schuft langsam und schlau des menschlichen Lebens bemächtigte. Zuerst nimmt er den Wangen ihre Farbe. Dann bedeckt er die Stirn mit kaltem Schweiß, lässt die Glieder ermatten, schüttelt den Körper im Fieber, und endlich lähmt er die Fähigkeit zu denken. Er ist ein Hexenmeister seiner Kunst. Ich hatte bereits mehrere Lagerjahre hinter mich gebracht und war dem plötzlichen Tod oft begegnet. Ich hatte Wilhelm Kunde, einen Offizier der SS-Sondereinheiten, gesehen, wie er mit seinem Pistolenkolben den Schädel meiner Mutter zerschmetterte.

Es mussten mehr als zwanzig Jahre vergehen, bis es mir endlich gelang, ihn in Kiel vor Gericht zu bringen. Ich hatte gesehen, wie Nazis auf Menschen schossen, als wären sie Attrappen auf einem Schießplatz. Ich hatte gesehen, wie Kapos Häftlinge mit Keulen erschlugen oder sie mit Heugabeln erstachen. Und ich hatte verzweifelte Menschen gesehen, die in die Hochspannungsleitungen sprangen, um die ersehnte Erlösung zu finden. Der plötzliche Tod gehörte zu der Welt, die die Nazis für uns geschaffen hatten. Was als Schock begann, wurde schnell zur Routine. Das langsame Sterben meines Vaters, die intime Bekanntschaft mit dem Todeskampf des Sterbenden, barg den weit größeren Schrecken in sich.

Damals jedoch dachte ich nur an einen halben Brotlaib. Ich fürchtete, dass er verkrümeln könnte, bevor mein Vater seinen letzten Atem aushauchte. Ich hatte Angst, dass die Ratten, von denen es im Lager nur so wimmelte, ihn verschlingen würden, bevor ich es konnte. Oder dass ein Sanitäter den Schatz finden und ihn mir rauben würde. Gerade in diesem Moment kam einer von ihnen herein und befahl mir zu gehen. Die Uhr an der Wand über der Tür zeigte viertel vor acht: noch fünfzehn Minuten bis zur Ausgangssperre. Ich legte meine Hand auf die meines Vaters. »Morgen Abend komme ich wieder«, versprach ich.

Er reagierte nicht. Doch meine Worte waren ohnehin an mich selbst gerichtet, als eine Art Selbstverpflichtung. Der Sanitäter

schlug die Tür hinter mir zu. Draußen hasteten die Gefangenen in ihre Baracken. Die Wachen ließen die Hunde aus ihren Zwingern am Eingangstor. Jeden Abend das gleiche Bellen, kurz und abgehackt, das Bellen gesättigter, aber zur Beute bereiter Tiere. Am nächsten Tag sagte mir der Sanitäter, der am Eingang des »Krankenhauses« döste, mein Vater habe seine Seele seinem Schöpfer zurückgegeben.

»Was redest du da«, erwiderte ich. »Es gibt keine Seele und auch keinen Gott.«

Der Sanitäter zuckte gleichgültig mit den Schultern. Philosophische Betrachtungen interessierten ihn nicht. »Hau schon ab«, drängte er.

Ich bestand darauf hineinzugehen. Auf der letzten Pritsche in der letzten Reihe wartete ein anderer Typhuspatient auf seinen Tod. Wütend verließ ich die Baracke, erzürnt darüber, dass mein Vater nicht mehr war und ich keinen halben Laib Brot bekam. Und vielleicht auch deswegen, weil an jenem Tag, an dem sie die Leiche meines Vaters in die Grube warfen, die Nabelschnur zu meiner Kindheit durchtrennt wurde. Die Welt, die es mir gestattet hatte, nicht selbst für mein Schicksal Verantwortung tragen zu müssen, war tot.

2

Die Freiheit von der Verantwortung hatte Farben, und sie hatte auch einen Geruch. Im Hof des Hauses, in dem wir bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs lebten, standen zwei große, weit ausgreifende Fliederbüsche, einer weiß und der andere violett. Obwohl sie im Schatten eines gewaltigen Kastanienbaumes standen, entwickelten sie sich prächtig und nahmen schließlich den größten Teil des Hofes ein. Im Mai und Juni, wenn sie in voller Blüte standen, öffnete ich oft das Fenster und schlief berauscht von dem Fliederduft ein. Fünfzig Jahre sind seither vergangen. Ich bin wieder dort gewesen. Ich sah das Haus, vom Alter gezeichnet, vernachlässigt wie ein alter Mann, für den niemand mehr sorgt. Ich sah die Fenster meines Zimmers, an rostigen und verbogenen Scharnieren halbgeöffnet in der Luft hängend. Ich sah den Stumpf des Kastanienbaumes, den jemand gefällt hatte. Die Büsche waren aus der Erde gerissen worden und verdorrt. Trotzdem ist nichts verlorengegangen: Wann immer ich das süßliche Aroma eines Fliederbusches rieche, tauchen aus der Tiefe des Vergessens verlorene Szenen aus der Vergangenheit auf.

Ich weiß nicht, warum meine Eltern sich dazu entschlossen, sich ausgerechnet in Bielsko, zu deutsch Bielitz, niederzulassen, einer Stadt im südlichen Schlesien, die vor allem von der Textilindustrie lebte. Es war eine Gegend, in der die polnische und die deutsche Kultur aufeinandertrafen, ja aufeinanderprallten.

Umweltbelastung war damals noch kein Thema, aber da die Spinnereien und Färbereien außerhalb der Vororte angesiedelt waren, kannte die Stadt auch den Fluch der Luftverschmutzung noch nicht. Bielitz lag am Fuße der Beskiden, eines Gebirges, das

nicht wie die Tatra mit scharfen Granitspitzen den Himmel zerschnitt, sondern mit weichen Hängen leicht ins Tal wehte, grün im Sommer und weiß im Winter. Es war nur natürlich zu glauben, dass diese Schönheit und dieser Frieden nie Schaden nehmen würden. Dort wurde ich geboren und verbrachte den Anfang meines Lebens in einer Umgebung, die für eine glückliche Kindheit ihresgleichen sucht.

Unser Haus unterschied sich nicht von den anderen in der Nachbarschaft. Die wohlhabende Bourgeoisie des frühen zwanzigsten Jahrhunderts hatte Bielitz eine Art österreichischen Sezessionsstil beschert, reich an Dekorationen und arm an architektonischen Ideen. Die Gebäude sollten den Wohlstand der Periode zeigen, nicht ihren geistigen Inhalt. Sie waren wie die Stadt selbst, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Fürstentum Bielsko von Alexander Józef Sułkowski, einem Günstling des polnischen Königs August III., erworben wurde, der so der langen Liste seiner Titel eine Prinzenkrone hinzufügte. Ihre Blütezeit erreichte die Stadt jedoch später, als sie zum Zentrum der Wollindustrie wurde. Der Zustrom deutscher und jüdischer Gelder beschleunigte ihre Entwicklung, bis sie eine der reichsten Städte Polens wurde.

Die Prinzenfamilie hingegen, die der Residenz in der Provinz das mondäne Leben vorzog und ihr Kapital in Paris und in den Kurorten an der französischen Riviera verprasste, büßte allmählich ihren Reichtum ein. Wie die meisten Adligen hatte sie Schwierigkeiten, sich der neuen, industriellen Welt anzupassen. Als die Verbindung von Bielitz zum österreichisch-ungarischen Kaiserreich schließlich gekappt wurde, blieb eine etwa zweitausend Ar große Fläche im Herzen der Stadt, grün und unkultiviert, im Besitz der Familie Sułkowski. Anfang der dreißiger Jahre verkauften die Erben das Land an eine Gruppe von Bauunternehmern. Auf dem Rasen, auf dem ich unter Aufsicht meiner deutschen Gouvernante, Hilde Baron, gespielt hatte, wurden die Fundamente für ein neues Wohnviertel ausgehoben. Bald schossen dort Häuser in die Höhe.

Vielleicht wegen des Bauhausstils oder vielleicht, weil die meisten Bewohner dieser protzigen Wohnungen wohlhabende Juden waren, wurde das neue Viertel im Volksmund »Tel-Aviv-Viertel« genannt. Viele Freunde unserer Familie, die Wert auf eine repräsentative Adresse legten, zogen dort ein. Nicht so mein Vater. Er hing an dem grauen, charakterlosen Haus, in dem ich im Januar 1928 geboren wurde, im, wie man behauptete, strengsten Winter seit der Jahrhundertwende, in dem Tausende von Obdachlosen dem Frost zum Opfer gefallen waren. Als ich als Erwachsener die Berliner Nationalgalerie besuchte, fand ich heraus, dass George Grosz zu eben jener Zeit sein Bild *Die Stützen der Gesellschaft* gemalt hatte. Ich betrachtete die verzerrten und böartigen Gesichter der kriegshetzenden Generale, der korrupten Richter und Politiker, der verlogenen Journalisten, und ein Zittern überfiel mich. Es lag etwas Prophetisches in diesem Gemälde. Damals jedoch, als ich nahe der Mutterbrust war, war meine Welt warm und geborgen.

Fast alle Zimmer unserer Wohnung im zweiten Stock gingen auf die Straße hinaus. Das Rauchzimmer mit seinen Sesseln, der Bar auf Rädern und der Bibliothek aus kaukasischem Walnussholz war den Gästen meines Vaters vorbehalten. Ich liebte es, mich hineinzuschleichen, auf einen Stuhl zu klettern und in den Büchern des obersten Regals zu blättern. Jeder der Einbände war abgenutzt, ein Zeichen, dass sie nicht nur zur Dekoration dort standen. Das Schlafzimmer meiner Eltern mit seinen aus Rosenholz geschnitzten Möbeln war das hellste der Wohnung. Ein Teppich, von einem Heimweber handgewebt, fiel vom Sofa auf den blankpolierten Parkettboden und strahlte eine intime Wärme aus. Ganz anders dagegen war die Atmosphäre im düsteren Wohnzimmer, das sich durch dicke Brokatvorhänge gegen die Sonne schützte. Sogar den kleinen Perserteppichen, die meine Mutter so gern sammelte und ohne die sie nicht gewillt war, dem Nazi-Terror zu entfliehen, gelang es nicht, die Steifheit des Zimmers zu mildern, das der Stolz meiner Eltern war und Symbol ihres gesellschaftlichen Standes. Manchmal fragte ich mich, wie sich wohl die

Rosenthal-Porzellanballerinen fühlten, die hinter der Glastür der Eckvitrine ihren ewigen Tanz vollführten. An einer Wand stand ein riesiges Mahagonibuffet, dessen Fächer vor Tischdecken aus Damaszener Seide, erlesenem Porzellan und solidem Wiener Silber überquollen. Den Sarg nannte ich es insgeheim.

In der Mitte des Zimmers stand wie ein schwarzer Pilz ein Tisch, an dem ein Dutzend Leute Platz fanden. Mindestens einmal im Monat kamen die wichtigsten Kunden meines Vaters zu einem Dinner zu uns, und auch ich durfte in Jackett und Krawatte bis neun Uhr abends neben diesen Würdenträgern sitzen. Hauptsächlich, um meiner Mutter die Gelegenheit zu geben, die guten Tischmanieren, die sie mir beigebracht hatte, meine europäische Erziehung, meine Kenntnisse in Literatur und Tagesgeschehen vorzuführen. Manchmal allerdings schaffte ich es nicht, den kleinen Dämon in mir zu zügeln, und ärgerte meine Eltern, indem ich ein verwöhntes Balg spielte. Dann sah mein Vater mich böse an und griff nach der Klingel, die wie ein Märchenzwerg aussah und an einer Kordel von einer antiken Alabasterlampe hing. Mein Vater drückte auf den Kopf des artigen Zwergs, und Paula, das Mädchen, erschien prompt aus der Küche.

»Bring ihn auf sein Zimmer«, sagte er mit strengem Gesicht. Paula streckte mir die Hand entgegen, und ich folgte ihr. Äußerlich wie ein gescholtenes Kind, innerlich jedoch in boshafter Freude.

Die duftende Szenerie der Hinterfenster indes gehörte allein Paula und mir. Paula schlief in einem kleinen Schlafraum hinter dem Badezimmer. Sie war eine große Frau, alterslos, mit einem breiten Gesäß und solide wie eine Maya-Statue, vom Schlage jener deutschen Bauern, die schon seit unzähligen Generationen die schlesischen Dörfer bewohnten. Für mich war sie die Stütze, an der unser Familienleben schon gelehnt hatte, lange bevor ich das Licht der Welt erblickte. Sie blieb zurück, als die Stürme des Krieges uns von dort hinwegfegten. Ich sehe ihre stille Figur noch in der Haustür, der Pforte zu unserem Exodus, stehen und höre sie sagen, sie werde auf uns warten und sollte es ein Jahr dauern.

Mein Vater lachte, winkte ihr zu und versprach, vor dem Herbst zurück zu sein.

Als ich geboren wurde, gab mein Vater sein Arbeitszimmer auf und bezog ein Büro im Geschäftsviertel der Stadt. Er wurde sehr erfolgreich. Die Stadt erlebte gerade einen Aufschwung, und die sich entwickelnde Industrie brauchte Rechtsanwälte, die etwas von Genossenschafts- und Bankgesetzen verstanden. Das Büro expandierte, mein Vater beschäftigte mehrere Anwaltsgehilfen, und ähnlich wie bei uns zu Hause gab es auch hier eine unkömmliche Angestellte – Fräulein Mila. Fräulein Mila empfing die Kunden und führte sie in das Wartezimmer. In ihren wenigen freien Momenten rollte sie mit einer Spezialvorrichtung die achtzig türkischen Zigaretten, die mein Vater täglich rauchte.

Die einfachen Kunden wurden von den Anwaltsgehilfen betreut. Nur die ganz wichtigen wurden in das Privatbüro meines Vaters gebeten und durften in den alten Ledersesseln Platz nehmen. Das Alter spielte dabei eine wesentliche Rolle, weil es Solidität, Kontinuität und Seriosität bewies. Ich selbst mochte das Büro nicht, vielleicht weil ich spürte, dass mein Vater hier weder die Zeit noch die Geduld hatte, sich mit mir zu beschäftigen. Die acht venezianischen Fenster in diesem Heiligtum waren immer bis zur Hälfte von Rollläden verdeckt, und das Halbdunkel verlieh dem Zimmer einen gewissen mystischen Zauber – besonders dann, wenn mein Vater und seine Kunden im grünen Licht der Tischlampen rauchend und flüsternd die Dokumente durchsahen, die aus dem Safe geholt worden waren. Der Safe selbst, ein Stahlschrank von enormen Dimensionen, war ebenfalls sehr alt.

Die Vorliebe meines Vaters für Dinge, die uns in die Vergangenheit zogen, war mir fremd. Mich zog es zu neuen, hellen und bunten Sachen. Das Violett des Flieders war meine Farbe. Das ehemalige Arbeitszimmer jedoch, das meine Eltern für mich freigemacht hatten und das sogar sie nicht Kinderzimmer nannten, war nicht gerade dazu angetan, eine fröhliche Atmosphäre zu schaffen. Zu dem Schreibtisch, der in meiner Phantasie wie ein

großes Schiff aus der düsteren Ecke in die Mitte des Zimmers zu gleiten schien, und der Bibliothek aus schwarzer Eiche, einer Kreuzung zwischen Biedermeier und Art nouveau, war lediglich ein weißes Bett hinzugekommen. Auf den Regalen, die vorher Akten und juristische Bücher beherbergt hatten, standen jetzt meine Zinnsoldaten. Bis ich elf Jahre alt war, liebte ich Kriege. Mitleid mit den Opfern kannte ich nicht. Im Spielzeugladen gab es unzählige neue Truppen, die rekrutiert werden konnten.

Meine Mutter suchte in mir nicht nur europäische Umgangsformen zu entdecken, sondern auch musikalische Talente. Als Frau von Welt hielt sie es für undenkbar, dass ein jüdischer Junge aus gutem Hause nicht Klavier spielen sollte. Meine Bitten und Beteuerungen, dass ich kein musikalisches Gehör besäße und diesen biologischen Defekt wahrscheinlich von ihr geerbt hätte, halfen mir überhaupt nicht. »Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg«, behauptete sie fest, und zu meinem siebenten Geburtstag bekam ich ein Klavier. Nun stand es da in meinem Zimmer: schwarz und mit gestutzten Flügeln, gleich einem bösen Tier, das seine Tastenzähne fletschte und mir drohte, mir meine Zeit zum Spielen zu rauben. Zu meinem Glück verkündete Frau Mozart, wie ich meine Lehrerin nannte, dass ich unfähig sei, zwischen B-Dur und f-Moll zu unterscheiden, und die Tortur hatte ein Ende. Das Klavier wurde dem Maccabi-Sportverein gespendet, wo meine Klassenkameraden und ich zweimal wöchentlich freudig auf ihm herumtobten.

Ich war noch keine sieben Jahre alt, als Hilde Baron, die jeder »das Kindermädchen« nannte, als ob sie keinen Familiennamen hätte, entlassen wurde. 1934 meldeten meine Eltern mich in der Grundschule an, die von der örtlichen jüdischen Gemeinde eingerichtet worden war. Bis dahin wusste ich nichts über diese Gemeinde, obwohl sie eine lebhaftige Tätigkeit entfaltete und auf das Leben in Bielitz keinen geringen Einfluss nahm. Jahrelang wurde sie von Vertretern der zionistischen Parteien beherrscht. Doch für mich war Zionismus lediglich ein abstraktes Konzept, das nichts mit unserem täglichen Leben zu tun hatte. Erst nach dem

Zweiten Weltkrieg hörte ich von dem Kulturkampf zwischen Zionisten und religiösen Juden, der sich unter anderem auch um die Gestaltung der großen Synagoge drehte – unsere besaß beides, eine Frauenempore und eine Orgel. Mindestens zehn Jahre zu spät fand ich zu meinem Erstaunen heraus, dass ich sehr fromme Nachbarn gehabt hatte. Die meisten der religiösen Juden wohnten allerdings in Biala, am Südufer des Flusses Bialka, der die Stadt durchschneidet. Es war ein freiwilliges Ghetto, eine unnahbare Welt, westlich erzogenen Kindern versperrt, ein Lager, zu dem der Zutritt verboten war. Meinen ersten Juden mit Kafftan, Bart und Schläfenlocken sah ich erst viel später, als wir auf der Flucht in den östlichen Teil des Landes waren, in Provinzen, die ein Stadtkind wie ich nur aus den Geschichten Scholem Aleichems kannte. Ich hatte keine Ahnung, dass unser Vermieter ein Nachkomme der ehrwürdigen Rappaport-Dynastie war. Die Familie Rappaport hatte in Łódź viele Strickfabriken besessen, bis sie von der russischen Obrigkeit aus der Stadt vertrieben wurde und sich 1880 in Biala ansiedelte. Eine natürliche Wahl, da sich in dieser Gegend eine weitverzweigte Textilindustrie entwickelte. Die Rappaports heirateten Frauen aus bekannten Rabbinerfamilien, sie wurden reich und erwarben Grundbesitz, ohne ihre Bindung zur Thora zu lösen. Und obwohl all dies bekannt war, bekam ich nie auch nur die Gelegenheit, davon zu hören. Uns trennte nicht nur der Fluss. Uns schied eine kulturelle Mauer, die so hoch war, dass ich noch nicht einmal einen Blick auf die andere Seite hätte werfen können, wenn ich die Leiter der Neugierde erklommen hätte.

Die Schule wurde von etwa fünfhundert Kindern aus wohlhabenden Familien besucht. Mein Vater weigerte sich, mich in eine öffentliche Schule zu schicken, wahrscheinlich um zu verhindern, dass ich mit polnischen und deutschen Kindern meines Alters verkehrte. Unser Institut nannte sich Hebräische Kraszewski-Elementarschule. Kraszewski war einer der Intellektuellen im neunzehnten Jahrhundert gewesen, die an eine polnisch-deutsche Bruderschaft geglaubt hatten. Als Redakteur der *Gazeta Codzienna*,

einer Tageszeitung, die von einem jüdischen Finanzier, Leopold Kronberg, herausgegeben wurde, hatte er sogar versucht, seine Ansichten Wirklichkeit werden zu lassen. Für ein Erziehungsinstitut, das den Namen eines polnischen Autors, Journalisten und Historikers trug, geziemte es sich natürlich, in polnischer Sprache zu unterrichten. Ab der vierten Klasse bekamen wir außerdem Bibelunterricht und lernten etwas Hebräisch, ein kleiner Tribut, den die jüdische Intelligenz den traditionellen Werten zollte. Mein Vater suchte den goldenen Mittelweg zwischen zwei oder vielleicht sogar drei Welten: zwischen der polnischen, der deutschen und der jüdischen Kultur. In dieser Hinsicht unterschied er sich nicht von seiner Umgebung, die zwischen ihrem Judentum und ihrer Bindung an die lokalen und paneuropäischen Wertesysteme keinen Widerspruch sah. Von Kindheit an gewöhnte er mich daran, das Beste ihrer jeweiligen Früchte zu genießen. Mit zehn Jahren las ich jüdische und polnische Literatur. Ich las Emil Ludwigs Biographien über Bismarck und Napoleon, bevor ich die Abenteuergeschichten von Karl May in die Hand nahm. Und ich kannte Arnold Zweigs *Sergeanten Grischa*, lange bevor »der große Krieg der weißen Rasse« für mich Wirklichkeit wurde.

Habe ich schon von meinen Reitstunden erzählt? Lieber Gott, wie ich meines Vaters Vorliebe für die Reiterei hasste, vor allem dann, wenn ich aus dem Sattel fiel! Zweimal die Woche musste ich die Nostalgie meines Vaters, der in Józef Piłsudskis Legion gedient hatte, zufriedenstellen und Pferde reiten, die mir wie bockige, wilde Tiere vorkamen. In Wahrheit waren sie sicher gut trainiert, von den langweiligen Routineübungen erschöpft. Geleitet wurde die Reitschule von einem ehemaligen polnischen Offizier, der seiner Arbeit voller Ehrfurcht nachging. Am Stalleingang hing ein Porträt des verstorbenen Marschalls: In einer blauen Uniform saß er auf einem Pferd, den Blick nach oben gerichtet. Der Inhaber der Ställe salutierte jedes Mal, wenn er an dem Bild vorbeiging. Das allein genügte schon, den Respekt meines Vaters zu gewinnen, der selbst sein ganzes Leben lang Piłsudski, den Vater der polnischen Freiheit, verehrte. Als der alte Marschall

im Mai 1935 starb, herrschte in unserem Haus große Trauer. Sein Sarg wurde in einem Sonderzug von Warschau nach Krakau gebracht, in die ehemalige Hauptstadt Polens, in der die meisten seiner Monarchen begraben liegen. Mein Vater mietete einen Balkon in einem hohen Gebäude entlang der Strecke, die die Trauerprozession nehmen musste, sodass wir Piłsudskis letzten Weg zum Friedhof der Kathedrale des Wawel-Schlusses beobachten konnten. Ich wusste nichts von dem Sturm, der in den Kreisen der Nobilität ausbrach, als entschieden wurde, Piłsudski neben den Königen Polens beizusetzen, und ich hatte keine Ahnung von den Kämpfen, die im Warschauer Schloss Belvedere um sein Vermächtnis ausgetragen wurden. Mein Vater sprach nie darüber, obwohl er von diesen Dingen Kenntnis gehabt haben muss. Nie ließ er mich an seinen Sorgen teilhaben, nicht als die bürgerlichen Rechte nach und nach widerrufen wurden, und auch nicht, als die neue Administration nichts unternahm, um die Flutwellen des Antisemitismus einzudämmen. Ich lebte wie in einem Naturschutzgebiet. In meiner kleinen Welt machten sich die politischen Veränderungen nur dadurch bemerkbar, dass nun Porträts des neuen militärischen Führers an den Wänden unserer Klassenzimmer hingen, des Mannes, der Hitlers territoriale Forderungen mit den Worten »Nicht einen einzigen Knopf werden wir zurückgeben« schroff zurückgewiesen hatte. Hitler hatte damals Zugang vom Reich nach Danzig auf dem Landweg verlangt. Die grobe Parole sollte das polnische Volk bis zu seiner Niederlage im September 1939 begleiten.

Mein Vater sprach fließend Polnisch, und er bestand darauf, dass ich neben der deutschen Literatur auch die besten der polnischen Klassiker lesen sollte. All das hinderte ihn jedoch nicht, von den zionistischen Ideen Zeev Jabotinskys begeistert zu sein. Trotzdem: Meine Zukunft sah er nicht in der hebräischen Armee im Lande Israel, sondern auf einem britischen College, wo man – für eine angemessene Summe – aus einem jüdischen Jungen aus Osteuropa einen Gentleman mit englischen Manieren machen würde.

Manchmal amüsiert es mich, mir imaginäre Szenen im Stil des »Was wäre, wenn« auszumalen. Was wäre geschehen, wenn alles nach den Wünschen meiner Eltern abgelaufen wäre? Es ist anzunehmen, dass ich heute ein konservativer Mann wäre, dem Leben verhaftet, das meine Eltern mir vererbt hätten, wählerisch und das Gewöhnliche verabscheuend, verheiratet mit einer Frau aus guter Familie, die meine Existenz mit einer anschaulichen Mitgift ausgepolstert und mich in totale Monotonie gehüllt hätte. Diese Vorstellung löst in mir nicht gerade übermäßige Zuneigung zu meinem anderen Ich aus. Sollte ich froh darüber sein, dass ich anders wurde, mich mit der Tatsache abfinden, dass der Holocaust einen großen Einfluss auf die Prägung meines Charakters hatte und mich heute dazu bringt, meine nie verheilten Narben bloßzulegen? Vielleicht sollte man diese Frage nie aufwerfen, aber nun, da sie gestellt ist, ist die Antwort ein entschiedenes Ja.

Von frühester Kindheit an wurde mir klargemacht, dass ich die beste Erziehung und Ausbildung erhalten würde, die für Geld zu haben sei, und dass ich gleich nach meiner Bar-Mizwa nach England in ein Internat für Sprösslinge aus guten Familien geschickt werden würde. Wann diese Idee geboren wurde und warum meine Eltern London Wien vorzogen, erfuhr ich allerdings nie. Auf jeden Fall wurde alles von langer Hand vorbereitet, schon mit sechs Jahren musste ich Englisch lernen. Ich begann, englische Grammatik zu hassen, noch bevor ich überhaupt wusste, was wirklicher Hass bedeutet. Wenn ich überhaupt etwas Englisch lernte, so war es meinem Privatlehrer zuzuschreiben. Herr Rosenstein – ich werde nie begreifen, dass ein Mann wie er sich so der englischen Kultur verschreiben konnte – war ein in Boczacz geborener Jude und ein großer Verehrer des hebräischen Autors Schmuel Joseph Agnon, der ebenfalls aus Boczacz stammte. Manchmal, wenn ich die Stunden satt hatte, las er mir Kapitel der deutschen Übersetzung von *Hachnasat Kalla* (Brautnuptial) vor. Wir schwiegen darüber, schließlich zahlte mein Vater nicht gutes Geld, zwei Złoty die Stunde, damit ich Herrn Rosensteins wertvolle Zeit an das Studium der Literatur Schai Agnons verschwendete.

Wenn ich mich nicht irre, war ich zehn Jahre alt, als Zeev Jabotinsky in Bielitz auftauchte und eine feurige Rede über den Plan »Rückkehr ins Heimatland«* hielt, die das Herz meines Vaters im Sturm eroberte. Vielleicht schickte man mich deshalb in den nächsten Schulferien in das Lager der Betarbewegung in dem bezaubernden Kurstädtchen Szczyrk. Es lag am Fuße des Klimczok, eines der schönsten Berge der Gegend, dessen Schönheit von seinen Bewohnern in zahlreichen Liedern besungen wurde.

Im Sommer 1980 fuhr ich wieder dorthin, um festzustellen, ob die Pension »Goplana«, in der ich meine ersten sexuellen Erfahrungen gemacht hatte, noch stand. Wir fanden eine Holzvilla vor, deren eigenartig dekorierte Türme wie Türmchen einer exotischen Moschee in den Himmel stachen.

Im Erdgeschoss, in der Halle, wo man uns die Grundsätze der Ideen Jabotinkys eingepaukt hatte, war eine Kneipe eröffnet worden, die Spirituosen auch an jene Kunden ausschenkte, die noch nicht das gesetzlich vorgeschriebene Alter von achtzehn Jahren erreicht hatten.

Goplana wird, dank der intimen Bekanntschaft mit Rita, der zehnjährigen Tochter eines Parfümeriebesitzers aus Sedschütz, unauslöschlich in mein Gedächtnis gemeißelt bleiben. Rita hatte mich in das dichte Gebüsch am Ufer eines nahen Flusses gezogen und mir dort, ganz ohne Scham, den Unterschied zwischen männlich und weiblich gezeigt. »Ich fasse dich an, und du fasst mich an«, sagte sie. Ich traute mich nicht. Aber es waren diese Worte, die in meinen Ohren hallten, und das Bild ihrer kleinen Figur, das geblühte Kleid bis zur Taille erhoben und mit

* Ein Plan, nach dem 1,5 Millionen osteuropäischer Juden innerhalb von zehn Jahren in das Land Israel gebracht werden sollten. Die jüdischen Gemeinden lehnten ihn ab; sie fürchteten, er werde die antisemitische Behauptung rechtfertigen, Juden seien Fremdlinge im eigenen Land. Die polnische Regierung befürwortete die Idee und schlug sogar vor, ihre Delegierten im Völkerbund tätig werden zu lassen, um die Engländer zu zwingen, denen, die nach Palästina auswandern wollten, die Einreise zu erlauben.

einem boshaften Glanz in ihren Augen, das vor mir stand, als ich zum ersten Mal in meinem Leben masturbierte. Nach dem Krieg suchte ich lange nach ihr, in der Hoffnung, unser Kinderspiel als Erwachsene wiederaufnehmen zu können, aber die kleine Rita war irgendwo unter den Ruinen des Lebens begraben, das hinter uns lag.

Doch zurück zum »Kinderzimmer«. Ich machte meine Schulaufgaben meistens auf dem Oberdeck des Schreibtischs. Ich glaube, wir segelten nicht weit – der Schreibtisch nicht, weil er zu schwer war, und ich nicht, weil ich das Lernen so geringschätzte. Ich denke, ich muss einer dieser unausstehlichen Schüler gewesen sein, denen alles leichtfällt und die sich darum einbilden, hundertmal mehr als die Lehrer zu wissen. Wichtiger als dies jedoch war die Tatsache, dass sich unter der Schreibtischplatte tiefe Fächer und verschlossene Schubladen befanden, die meine Neugierde weckten. Ich zögerte und hatte auch ein wenig Angst, doch zuletzt siegte die Versuchung; ich brach die Schlösser auf und entdeckte in den Ecken des alten Schreibtisches gebündelte Liebesbriefe, die mein Vater meiner Mutter geschrieben hatte, als er noch Kavallerieoffizier war, erst im Artilleriekorps Seiner Kaiserlichen Majestät Franz Josef I., dann in den Legionen Marschall Piłsudskis. Neben den Briefen meines Vaters fand ich auch die meiner Mutter. Die blauen und rosa Umschläge waren musterhaft in chronologischer Reihenfolge geordnet, jedes Bündel mit einem weißen Seidenband umwickelt.

Ohne zu zögern und ohne Rücksicht auf ihr Privatleben, riss ich die Briefmarken von den Umschlägen und sortierte sie in ein Album, das eine meiner Tanten mir geschenkt hatte.

Es dauerte zwei Jahre, bis ich den nächsten Schritt unternahm und begann, den Inhalt der Briefe zu entziffern. Meine Mutter hatte eine klare, runde Handschrift. Mein Vater hingegen ließ seine gotischen Buchstaben strammstehen, in wunderbar geraden Linien, ähnlich meinen Zinnsoldaten auf der Parade, die ich

jeden Morgen für sie abhielt. Mit grenzenlosem Staunen vertiefte ich mich in die Lektüre. Die Worte widersprachen nicht nur der gewohnten Form, in der mein Vater seine Briefe abfasste, sondern auch seinem Charakter, so wie ich ihn kannte. Ich begriff nicht, wie der ernsteste Mann der Welt solchen Blödsinn von Sehnsucht, ungezügelterm Verlangen nach dem Körper meiner Mutter und von Träumen von einem gemeinsamen Leben hervorbringen konnte. Und es war mir ein Rätsel, wie meine Mutter, die so mit sich und der Pflege ihres Körpers beschäftigt war, eine so endlose Bereitschaft zur Hingabe zur Schau stellen konnte. Ich hatte Polnisch und Deutsch gelernt, sogar Englisch gegen meinen Willen, doch für die Sprache der Liebe war ich offenbar noch zu klein.

Die Photographie meines Vaters steht heute in einem Messingrahmen auf meinem Schreibtisch. Sein Gesicht ist streng, zumindest scheint es mir so, seine Stirn hoch, sein Haar dünn, sein Schnurrbart kurz geschnitten, und er schaut mich direkt an. Nein, nein, Vater, droh mir nicht. Heute kann mich dein durchdringender Blick nicht mehr in die Schranken weisen. Ich habe keine Angst mehr vor den Blicken der Toten. Du wolltest immer nur Ordnung, Disziplin und Routine, aber all das gehört der Vergangenheit an, aus deren Schichten ich meine Geschichte konstruiere. Wüsstest du, was ich jetzt schreiben will, würdest du ins Badezimmer gehen, den Riemen zum Schärfen der Rasiermesser holen, der immer ordentlich aufgehängt war, und mir, wie es deine Art war, den Hintern versohlen. Aber heute nehme ich dich beim Wort: Wenn es keinen Gott gibt, ist alles erlaubt, hast du einmal gesagt.

Es fällt mir schwer, mir seine eindrucksvolle Gestalt in Erinnerung zu rufen. Hätte ich nicht die Photographien, könnte ich mir sein Gesicht kaum noch vorstellen. Es ist, als ob seine Gesichtszüge mit der Zeit verschwunden wären. Ich erinnere mich jedoch an seine schwere Hand, die ich immer dann zu spüren bekam, wenn ich gegen die Regeln des guten Benehmens verstieß. Mein Vater glaubte an die erstklassige erzieherische Wirkung des

Riemens, und so komisch es klingen mag, ich akzeptierte diese Art von körperlicher Züchtigung als einen Teil seiner väterlichen Liebe. Sie bezog sich auf mich und mein Handeln. Ich wurde nie ungerecht bestraft, aber auch Weinen und Betteln halfen nie. Den Ausdruck »vergeben« gab es nicht im Wörterbuch meines Vaters. Ich glaube, er handelte nach dem Prinzip der Vergeltung, das besagt, dass die Strafe exakt der Schwere des Vergehens entsprechen soll. Ich bin sicher, dass seine Methoden – die heute bestimmt jeden Pädagogen schockieren würden – mir damals schon halfen, das Prinzip moralischer Vergeltung zu akzeptieren, und dass dieses Kapitel meiner Kindheit in mir einen Gerechtigkeits-sinn entwickelte, den sogar das Regime der Nazi-Konzentrations-lager nicht zerstören konnte.

Sonntags, wenn die Büros und Fabriken Pause machten und die ewige Paula in die protestantische Kirche ging, um dem Heiligen Geist ihre geheimen Bitten vorzutragen, blieben meine Eltern meist bis neun Uhr im Bett. Mir wurde dann erlaubt, unter die Bettdecke zu kriechen und im Arm meines Vaters zu liegen, ja, ich durfte sogar auf seiner behaarten Brust reiten. Es waren seltene Momente direkter Berührung, und jene kurzen Augenblicke der Zärtlichkeit machten mich sehr glücklich. Man könnte sagen, dass ich nicht viel brauchte, um glücklich zu sein, doch es hängt alles von dem ab, was man erwartet. Die teuren Spielsachen, die er mir kaufte, die hübsche Kleidung oder das Taschengeld, das ich bekam – all das sah ich nicht als Ausdruck seiner Liebe an. Sie waren Teil der Realität, in der ich lebte. Ihre Verweigerung war eine Strafe. Ihr Vorhandensein eine Selbstverständlichkeit.

Wenn das Wetter schön war, durfte ich an solchen Sonntagen meinen Vater auf seinen langen Spaziergängen in die Natur begleiten. Meine Mutter faulenzte lieber im Bett, aber mein Vater glaubte an das »einfache Leben«. Nach dem Frühstück fuhren wir mit der Straßenbahn bis zur letzten Haltestelle am Zigeunerwald. Von dort stiegen wir den schmalen Pfad zur Jägerhütte und zum Restaurant »Rodelhütte« hinauf, wo sich mein Vater in

einem Seitenzimmer mit seinen Freunden traf, um einige Partien Bridge zu spielen.

Bis zum Restaurant brauchten wir ungefähr vierzig Minuten, und der gemeinsame Gang gab mir Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten. Hörte er mir zu? Interessierten ihn meine Probleme? Ich weiß es nicht. Einmal sagte er zu mir: »In deinem Alter muss man lernen, seine Impulse zu beherrschen.« Ich war damals in der vierten Klasse und in ein dünnes, lächelndes Mädchen namens Lilly Carter verliebt. Meine tiefen Gefühle für sie mögen von der Tatsache beeinflusst gewesen sein, dass ihre Eltern ein Fahrradgeschäft hatten und ich vom Pferderücken auf zwei Räder überwechseln wollte. Es war eine reine, platonische Liebe, und um ihr einen greifbaren Ausdruck zu geben, schnitt ich meinem Schatz mit einer Schere die Zöpfe ab. Dies war keine spontane Tat, entsprungen einer plötzlichen Regung. Ich hatte die Schere von zu Hause mitgenommen und unten in meinem Ranzen versteckt. Lilly saß auf der Bank vor mir, und als sie sich zurücklehnte, um aufmerksam dem Lehrer zuzuhören, schwang ich mit der Entschiedenheit und dem Mut eines entschlossenen Mannes mein tödliches Instrument. Dicke Zöpfe abzuschneiden, ist jedoch gar nicht so leicht, und ich tat ihr offensichtlich sehr, sehr weh. Lilly brach in Tränen aus. Meine boshafte Tat wurde öffentlich angeprangert, und die Klassenlehrerin schickte mich für drei Tage nach Hause. Die aufgezwungenen Ferien hätten mich nicht gestört, wenn nicht der Riemen meines Vaters mir für eine Woche das Sitzen erschwert hätte. Als wir zum Hügel hinaufgingen, versuchte ich, meinem Vater meine Motive zu erklären, den Sturm der Gefühle, der in meinem Herzen getobt und für den ich ein Ventil gebraucht hatte. Doch unkontrollierte Handlungen waren meinem Vater fremd, und das mir so wichtige Gespräch endete mit strengen Bemerkungen über meine Pflicht, meine Gefühle zu beherrschen.

Manchmal fragte ich mich, ob er jemals bei einem Streich erwischt worden war. Kann eine Kindheit ohne befreiende Ausbrüche, ohne die schöpferische Kraft, die die Schranken der

Konvention mitunter überschreitet, überhaupt glücklich sein? Ich wusste nichts von seiner Kindheit. Es kam ihm nie in den Sinn, mir von seinem Elternhaus, dem Bauernhof, auf dem er geboren war, oder der Schule, die er besucht hatte, zu erzählen. Unsere Bindung hatte keine Wurzeln in der Vergangenheit, und als er starb, blieb nichts davon übrig. Ich kann mir kaum vorstellen, dass mein Vater je ein faules Ei in einen Süßigkeitsladen geschleudert hat, so wie wir es bei Herrn Hahn, dem Eigentümer des Delikatessengeschäftes in Bielitz, zu tun pflegten.

Sein Laden befand sich an der Hauptstraße, der Straße des Dritten Mai, benannt nach dem Tag, an dem die polnische Verfassung in Kraft getreten ist, und es war eines der besten Geschäfte der Stadt. Auf seinem Ladenschild prangte ein Hahn. Wenn wir von der Schule nach Hause kamen, versteckten wir zunächst unsere Ranzen in einem Treppenhaus in der Nachbarschaft, um nachher schneller fliehen zu können. Dann gingen zwei oder drei von uns in Herrn Hahns Laden, betrachteten mit Kennermiene die ausgelegten Süßigkeiten und warteten auf den Moment, in dem unser Kamerad Erik, der Meisterschütze der Klasse, von außen ein Ei an eine der Innenwände des Ladens schmettern würde. Ein Ei, das wir so lange eingegraben hatten, bis es unerträglich stank. Herr Hahn, ein kleiner, dicklicher und kahlköpfiger Deutscher, stürmte aus dem Geschäft, um den »kleinen Banditen« zu schnappen. Bis er schimpfend und atemlos zurückkam, hatten wir unsere Taschen längst mit Süßigkeiten gefüllt und uns aus dem Staub gemacht.

Eriks Mutter habe ich nie gesehen. Sie hatte sich das Leben genommen, als er noch ein kleines Kind war. Wir wussten nicht, warum sie Selbstmord begangen hatte; was wir allerdings genau wussten, war, dass sein Vater ein intimes Verhältnis mit Eriks Gouvernante hatte. Sie war wie Hilde Baron Deutsche. Später half sie der ganzen Familie, sich vor der Verfolgung durch die Nazis zu retten.

Eriks Vater betrieb weitverzweigte Geschäfte in Polen und im Ausland. Er war im internationalen Handel tätig, erwarb mehrere

Spirituosenfabriken und war außerdem Teilhaber eines schäbigen Kinos im Südteil von Bielitz, wo, wie er es beschrieb, »Filme für Hausmädchen und ihre Freunde von der Feuerwehr« gezeigt wurden. Erik schaffte es immer, Freikarten zu bekommen, und mindestens einmal in der Woche gingen wir hin, nicht unbedingt, um drittklassige Hollywood-Produktionen zu sehen, sondern um mit einer Neugier, die uns das Blut in die Wangen trieb, die Paare in den letzten Reihen zu beobachten, die sich küssten und miteinander schmusteten.

Ich glaube nicht, dass mein Vater auch nur im Traum daran gedacht hätte, Sünden wie diese zu begehen. Nie sah ich ihn meine Mutter küssen oder umarmen. Ich glaube, dass er bereits als Fötus fähig war, seine Triebe zu unterdrücken. Sein Tagesprogramm war genau eingeteilt, und er bestimmte das Tempo. Paula wusste, dass sie exakt um 7.30 Uhr das Frühstück servieren musste. Immer den gleichen Milchkaffee, immer im gleichen Glas und immer das gleiche Gebäck dazu: ein knuspriges Brötchen, die braune Oberseite in vier Teile geteilt. Kaiserbrötchen wurden sie genannt. Vielleicht mochte der alte Franz Josef sie besonders gern zu seinem Frühstück in Schloss Schönbrunn in Wien. Alles, was aus Wien kam, galt in Bielitz als hochmodern, ganz gleich, wie viele Jahre seitdem vergangen sein mochten.

Unser Frühstück aßen wir stets zusammen. Mein Vater tunkte immer das Ende seines Brötchens in den Kaffee, bevor er mit offensichtlichem Genuss hineinbiss. Eine Angewohnheit, die meine Mutter höchst unpassend fand, da sie gegen die Tischmanieren der guten Gesellschaft verstieß. Sie begnügte sich mit etwas trockenem Zwieback und einem Glas Milch. Ich musste ein Getränk trinken, das man Ovomaltine nannte. Es schmeckte wie Kakao, war aber doppelt so teuer, der Vitamine wegen, die jedes Kind vor »Krankheit und Schwäche« schützen sollten. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass andere Kinder Lebertran trinken mussten.

Um fünf vor acht ging mein Vater aus dem Haus, nicht ohne vorher eine Zehnzłotymünze als Haushaltsgeld für den Tag auf

den Nachttisch des Schlafzimmers zu legen. Das vergaß er nie. Damals waren diese Münzen noch aus reinem Silber, mit einer Abbildung Marschall Piłsudskis auf der einen Seite, wenn ich mich nicht irre, und dem polnischen Adler auf der anderen. Punkt zwei kam er zum Mittagessen zurück, und nachdem wir alle gegessen hatten, schloss er sich zu einem Schlummerstündchen ein. Während dieser Zeit durften noch nicht einmal die Fliegen summen. Um vier Uhr ging er wieder in sein Büro, um sieben in den Bridgeklub, um neun kehrte er zum Abendessen heim – und so weiter. Seine Anzüge ließ er immer bei dem gleichen Schneider anfertigen, seine Ferien verbrachte er in immer dem gleichen Hotel im Kurort Krynica, zu deutsch Tannenhof, mit immer den gleichen Leuten, die der gleichen gesellschaftlichen Schicht angehörten wie er. Dieses Gleichmaß des Lebens, das aus der heutigen Sicht langweilig und phantasielos erscheint, gab uns damals eine gewisse Stabilität. Alles schien so ewig wie die Bahn der Erde um die Sonne. Der Himmel über Europa war längst bewölkt, es stürmte und donnerte am Horizont, aber wir sahen nur die Sterne. Meine Eltern konnten die Zeichen an der Wand nicht deuten.

Ich weiß: Es ist leicht, im Nachhinein gescheit zu sein. Klügere Leute als wir irrten sich. Im Büro des Reichsführers in Berlin hatte man *Mein Kampf* in die Sprache der Befehle und Kampfrichtlinien übersetzt, aber die Kapitäne der zivilisierten westlichen Staaten taten, als sähen und hörten sie nichts. Im März 1938 marschierten Hitlers Truppen durch Wien. Im Wiener Opernhaus wurde die dekadente jüdische Musik Gustav Mahlers und Béla Bartóks verboten, während sich gleichzeitig die Tore zu den Steinbrüchen des Konzentrationslagers Mauthausen öffneten, um Häftlinge aufzunehmen. England protestierte nur schwach. Die Franzosen fanden noch nicht einmal die Zeit zu reagieren, da sie mit einer ihrer ständigen Regierungskrisen beschäftigt waren. Im September opferten die Großmächte in München das Sudetenland auf dem Altar eines Scheinfriedens. Neville Chamberlain, der britische Premierminister, der das schmachliche Abkommen in München unterzeichnet hatte, erklärte stolz, »unserer Generation den

Frieden« gebracht zu haben, als ob er die Weisheit des Sprichwortes »Essen macht Appetit« vergessen hätte. Kurze Zeit später wand sich die Tschechoslowakei im Todeskampf. Die polnische Armee überquerte die Olsa und annektierte einen Teil des Nachbarlandes. Die Zeitungen schrieben mit patriotischer Begeisterung über diesen Akt historischer Gerechtigkeit, und die Post brachte eine Sondermarke heraus: »Das Olsa-Gebiet kehrt ins Heimatland zurück.« Ich war einer der Ersten, der sie kaufte. Sie blieb in meinem Zimmer, in dem Album bei den anderen Helndenmarken, die mit den Zinnsoldaten zurückgelassen und Paula anvertraut wurden. Kaum ein Jahr nach diesem nationalen Jubel, der mit Pauken und Trompeten gefeiert wurde, brach Polen selbst unter dem Druck der Nazi-Armeen zusammen.

Doch wir wollen nicht den Wagen vor das Pferd spannen.

Im Oktober 1938, das Wetter war kühl und regnerisch, und die fallenden Blätter kündeten vom Herbst, wurde ein Zug aus dem Reich auf dem kleinen Grenzbahnhof Zbąszyń, Bentschen, angehalten und auf ein Seitengleis geschoben. Die Nazis hatten Tausende von Juden, die im Reich lebten, aber ihre polnische Staatsangehörigkeit behalten hatten, in den Zug verfrachtet und in ihr »Heimatland« geschickt. Nun standen die Waggons im Niemandsland zwischen beiden Ländern, da keiner die Passagiere haben wollte. Tage vergingen, ohne dass sich etwas tat. In meiner Schule wurde eine Sammlung organisiert, und wir trugen Nahrung und Kleidungsstücke für die unglücklichen Kinder zusammen.

Nach dem Abendbrot, das er immer mit einem Kirschwasser abschloss, widmete sich mein Vater seiner Zeitung, *Chwila*, die er im Abonnement bezog. An einem jener Abende las er einen Artikel über das Leiden der Deportierten: »Hier steht, dass die armen Teufel ihre Wertsachen an die Bauern der Gegend verkaufen, um Lebensmittel zu bekommen.«

Mutter nickte teilnahmsvoll. Plötzlich sagte sie: »Schmuck? Wäre es nicht gut, nach Bentschen zu fahren?«

Mein Vater warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Wenn du dagegen bist, lassen wir es sein«, gab meine Mutter sofort nach, und das Thema wurde fallengelassen.

Am anderen Ende Europas, in der Stadt der Lichter, las ein jüdischer Student, Herschel Grynszpan, ebenfalls vom Elend der Deportierten. Er fand heraus, dass auch seine alten Eltern in einem der Waggonen gefangen waren. Entsetzt über die Gleichgültigkeit der Welt, entschloss er sich zu einer Verzweiflungstat. Er erschoss Ernst vom Rath, einen unbedeutenden deutschen Diplomaten, an der Botschaft des Deutschen Reiches in Paris. Die Nazis reagierten auf den tödlichen Schuss mit der »Kristallnacht«.

3

Bielitz hatte sein Pogrom einen Monat früher, gleich nach der Unterzeichnung des Münchner Abkommens. Erstmals seit der Annexion der Stadt durch das polnische Königreich wagten es die deutschen Einwohner, Hakenkreuzfahnen zu schwenken und die Austreibung der Juden zu verlangen. Der polnische Pöbel gesellte sich rasch dazu. Bald liefen Gerüchte durch die Stadt, am Montag würden Unruhen ausbrechen. Meine Eltern und ihre Bekannten beschlossen, sich sicherheitshalber in die tschechische Stadt Teschen südlich der Olsa zu begeben und dort abzuwarten, dass die Dinge sich beruhigten. Für mich war es ein Ausflug. Am frühen Sonntagnachmittag machte sich unsere kleine Karawane aus fünf Autos auf den Weg. Mir ging es vor allem darum, auf dem Vordersitz des MG-Sportwagens von Dr. Fränkel sitzen zu dürfen, der ein Kollege meines Vaters war.

Dr. Fränkel liebte schnelle Autos und elegante Frauen. Er war der einzige Mann in der Stadt, der sich zweimal von der gleichen Frau hatte scheiden lassen und sie dreimal wieder heiratete. Das hinderte ihn jedoch nicht, nebenbei kleine Affären zu haben, und jetzt saß wieder eine fremde Frau auf dem Sitz, den doch ich haben wollte. Sie trug einen leichten Regenschal, der ihre Figur betonte, und um den Hals einen langen Seidenschal. Meine Mutter nannte sie spöttisch Isadora Duncan.* Ihr Gesicht ist aus meinem Gedächtnis ebenso verschwunden wie die Gesichtszüge der anderen Mitreisenden. Manchmal versuche ich, aus der Tiefe des

* Eine berühmte amerikanische Tänzerin, die durch ihren langen Schal erwürgt wurde, der sich in den Reifen ihres Wagens verfangen hatte.

Vergessens Charaktere heraufzuholen, die darin eingeschmolzen sind. Gelingt es mir nicht, sie vor meinem geistigen Auge wieder-auferstehen zu lassen, überfällt mich ein Gefühl des Verlustes und der Trauer darüber, dass etwas, was ein Teil meiner Kindheit war, verlorengegangen ist.

Die Fahrt dauerte weniger als eine Stunde. Die Straße wand sich über Hügel und durch Täler wie der Schweif eines chinesischen Drachens. Die Felder entlang der Straße waren grün, und die Äste der Bäume in den Obstgärten bogen sich unter dem Gewicht der noch nicht gepflückten Früchte. Bauern saßen vor ihren weißen Häusern und rauchten ihre Sonntagspfeife, und irgendwo – ich erinnere mich noch ganz genau – läutete eine verspätete Kirchenglocke. Nur der laute Motorenlärm störte die absolute Stille des Tages.

Sogar die Zollbeamten an der Grenze schienen fauler als sonst. Niemand tut gern am Feiertag Dienst. Auf unsere Pässe warfen sie lediglich einen gleichgültigen Blick, und die ansonsten übliche Frage nach dem Zweck unserer Reise sparten sie sich ganz. Es war noch nicht einmal vier Uhr, als unsere kleine Karawane vor dem Hotel »Corona« in Teschen hielt.

»Wie lange werden Sie bleiben?«, erkundigte sich der Empfangschef höflich.

»Wir wissen es noch nicht«, antwortete Dr. Fränkel.

Der Chef nickte verständnisvoll und fragte mit leiser Stimme: »Sie werden für morgen früh sicher ein Telefongespräch nach Hause anmelden wollen?« Ohne die Antwort abzuwarten, rief er einen Pagen und befahl ihm, uns in den dritten Stock zu führen, wo fünf Zimmer für uns reserviert waren.

Ein verschworenes Schweigen legte sich über das Pogrom. So, wie man davor zurückschreckt, ein bössartiges Geschwür beim Namen zu nennen, dachte man sich auch jetzt viele Umschreibungen aus, um auf das Geschehen in Bielitz anzuspitzen. Von »unverantwortlichen Ereignissen« und von »Friedensbruch« war da die Rede, und wenn auch das langweilte, unterhielt man sich über allgemeinere Dinge. Die Damen bedauerten, dass die Geschäfte

am Sonntag geschlossen waren und man nicht einkaufen konnte. Schuhe, so behaupteten sie, seien in der Tschechoslowakei genauso modisch wie in Wien, nur billiger. Nachdem sie sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, um sich auszuruhen, trafen sie sich zum Nachmittagstee auf dem Mezzanin im Salon »Vier Jahreszeiten« wieder. Zwischen fünf und sechs spielte dort ein junger Pianist, der eine Fliege trug, Werke von Vivaldi, Polkas und slawische Tänze von Dvořák, Walzer von Strauß und Mozarts »Kleine Nachtmusik« – ein Repertoire, das dem unterschiedlichen Geschmack der regulären Hotelgäste gerecht werden sollte. Kellner mit wehenden Frackschößen liefen flink zwischen den Tischen hin und her und servierten Tee in alten Silberkannen und Kaffee in hauchdünnen Porzellantassen. Ich betrachtete mich in dem großen Spiegel im Vorzimmer. Noch durfte ich keine langen Hosen tragen, aber mein Anzug, natürlich aus reiner Wolle in Bielitz hergestellt, saß wie maßgeschneidert. Die blaue Jacke, in der Taille zugespitzt, entsprach dem neuesten Trend der Kindermode. Meine Krawatte war um den Kragen eines schneeweißen Hemdes geschlungen. Meine Schuhe glänzten wie die Messingtöpfe in Paulas Küche. In Bezug auf mein Äußeres waren meine Eltern sehr eigen, auch das war Ausdruck ihres gesellschaftlichen Standes. Sie hatten keine Ahnung, dass ich im Kellerquartier des Hausmeisters ständig eine schäbige Hose und ein altes Hemd depotiert hatte. Jedes Mal, wenn ich mit Erik auf »Raubzug« ging, wechselte ich im Zimmer des alten Mannes meine Sachen, um ja nicht meine teure Kleidung zu beschmutzen. Nach meiner Rückkehr schlüpfte ich wieder in meinen eleganten Kinderanzug – und erntete Lob für die pflegliche Behandlung meiner Kleidung. Für seine Verschwiegenheit zahlte ich dem Hausmeister einige Pfennige von meinem Taschengeld.

Die Männer sorgten dafür, dass die Wagen im Hof geparkt wurden, und vereinbarten, nach dem Abendessen Bridge zu spielen. Mein Vater und seine Freunde nahmen an einem mit grünem Filz überzogenen Tisch Platz. Auch die gläsernen Lampenschirme schimmerten grün. Ausnahmsweise gestattete mein Vater mir,

bis spät in die Nacht im Kartenzimmer zu bleiben. Ich setzte mich neben ihn und beobachtete alles ganz genau. Die Spielregeln interessierten mich nicht. Was mich faszinierte, war das Geld, das von einem zum anderen wechselte. Außer bei den Einsätzen, fiel kein unnötiges Wort. Gespannt beobachtete ich die Gesichter meines Vaters und seiner Kameraden. Sie wirkten absolut konzentriert. Ich fand in ihrem Ausdruck etwas Männliches und auch etwas Geheimnisvolles. Langsam füllte sich der Raum mit Zigaretten- und Zigarrenrauch. Ein elegant livrierter Diener leerte regelmäßig die Aschenbecher, und ein Kellner sorgte dafür, dass die Kaffeekanonen und Likörgläser stets gefüllt waren.

Mein Vater hatte sein Bridgespiel zu einer Kunst entwickelt. Manchmal meinte Mutter halb im Scherz, dass seine Gewinne am Bridgetisch höher wären als sein Einkommen im Büro. Ich wusste, dass das nur ein Witz war, aber nun, in diesem Zimmer, verspürte ich jedes Mal ein Gefühl der Genugtuung, wenn er gewonnen hatte und die Münzen einstrich. In das Spiel vertieft, bemerkte er nicht, dass eine tschechische Zweikronenmünze vom Tisch gerollt und auf den Boden gefallen war. Der Teppichboden verschluckte jedes Geräusch. Langsam und vorsichtig setzte ich meinen blanken Schuh auf die Münze. Die Sekunden schienen eine Ewigkeit. Mein Herz klopfte wild. Eine Minute, vielleicht auch zwei, verharrte ich so, ehe ich es wagte, mich zu bücken. Ich tat so, als ob ich meinen Schnürsenkel zubinden wollte, und nahm vorsichtig die Münze in die Hand. Und dann, genauso langsam, steckte ich sie in meine Tasche. Ich zitterte vor Angst und Freude.

Am Montag telefonierte mein Vater mit seiner Sekretärin. Ich glaube, ich vergaß zu erwähnen, dass Fräulein Mila eine alte Jungfer war, mit strengem Gesicht, groß und flachbrüstig, tüchtig wie ein Roboter und alterslos wie Paula. Sie trug dunkle Kleider ohne Ausschnitt oder einen schwarzen Rock mit einer grauen Bluse, züchtig bis zum Hals geknöpft. Ihre Stimme war rau und tief wie die eines Mannes, und als sie aus dem Hörer brüllte, konnte ich jedes ihrer Worte verstehen. Fräulein Mila meinte, es sei eigentlich nichts Ernstes passiert, viel Lärm um nichts, nur

einige zerbrochene Schaufenster und vereinzelte Rüpel, die zu viel getrunken und die Juden als Wucherer beschimpft hätten. Sie sah keinen Grund, nicht wieder nach Hause zu kommen.

»Ich wusste, dass wir uns keine Sorgen machen mussten«, sagte die fremde Dame, die mich um meinen Platz in Dr. Fränkels Wagen gebracht hatte. Meine Mutter bedachte sie mit einem kritischen Blick. Am Morgen war es der jungen Dame gelungen, Schuhe aus Krokodilleder und eine passende Tasche zu kaufen. »Eine schreckliche Farbe«, flüsterte meine Mutter meinem Vater zu.

Am nächsten Tag packten wir unsere Sachen, und die Karawane der »Flüchtlinge« fuhr nach Bielitz zurück. Unser Abendbrot aßen wir zu Hause. Die Unruhen hatten unseren Appetit nicht beeinträchtigt.

4

Zwei Tage bevor er starb, bedeutete mein Vater mir, mich auf die Kante seiner Pritsche zu setzen. Ich merkte, dass er mit seiner körperlichen Kraft am Ende war, doch seine geistige Kraft war zurückgekehrt, und er war klar. Ich wusste, dass die Besserung nur vorübergehend war. Viele Typhuspatienten erholten sich kurz, um dann wieder in die Leere zu versinken, in der der Verstand nicht mehr funktioniert. Mit ruhiger Stimme, wie ein Mann, der an dem Punkt angelangt ist, von dem es kein Vor und kein Zurück mehr gibt, beschrieb er mir die Welt nach dem Ende des Krieges.

»Nach diesem Krieg wird es keine Welt mehr geben«, sagte ich. Die Worte platzten mit einer Aggressivität aus mir heraus, die ich gar nicht beabsichtigt hatte und bevor mir klar wurde, was sie ihm antun würden. Ich wusste nicht, woher diese plötzliche Heftigkeit kam. Die Nazis hatten uns nicht nur mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, sondern auch mit einer Mauer aus Verboten, aus Vorschriften und Befehlen, die von uns absoluten Gehorsam verlangten. Es ist möglich, dass ich mich nur hier frei von diesen Mauern fühlte, dass es mir erlaubt schien, den Dampf abzulassen, der sich wie in einem Kessel in mir aufgestaut hatte. Ich war unfähig zu der Erkenntnis, dass das nahende Ende bei einem Menschen den Drang auslöst, sich die Zukunft auszumalen, wie wir sie gerne hätten, dass es leichter ist, in Hoffnung als in Angst zu sterben. Ich war müde nach dem langen Arbeitstag und konnte oder mochte mich vielleicht auch nicht mit Spitzfindigkeiten abgeben. Mein leerer Magen war wie eine Pumpe, die versuchte, mich in sich hineinzusaugen.

»Solange es noch einen Gott gibt ...«, antwortete er.

Es war eigenartig, diese Worte von einem Mann zu hören, dessen Hände nie ein Gebetbuch gehalten hatten. Ich wollte etwas Sarkastisches über die Hoffnung derer sagen, die an Gott glauben, während Er, der allmächtige Bastard, sie in dem Moment verlässt, wo sie ihn am nötigsten brauchen, aber ich hielt mich zurück.

Mein Vater gab mir zu verstehen, dass ich näher kommen solle, um ihn besser hören zu können. Seine Krankheit hatte ihn so geschwächt, dass er nach zwei bis drei Sätzen keine Kraft mehr hatte und sich ausruhen musste. Seine Wangen wurden grau und sein Atem schwach. Das Ende klopfte bereits an seine Herzkammern. Ich beugte mich über ihn, um seine Worte zu verstehen: »Wenn all dies vorbei ist, fahre nach Garlica Duchowna, zu Kruczek. Du erinnerst dich doch an ihn? Er ist der Mann, in dessen Haus wir uns im Sommer '42 versteckten. Er wird dir einen kleinen Koffer geben. In dem Koffer wirst du Aktien der polnischen Nationalbank im Wert von zwanzigtausend Dollar finden. Es ist eine sichere Anlage. Immer solide, wie ein Fels. Du wirst sie mühelos zu Geld machen können. Menschen sterben, Häuser werden zerstört, ganze Städte verschwinden von der Landkarte, aber die Banken sind ewig, wie die Luft, das Wasser und das Land. Jawohl, auch das Land ist nicht von den Launen der Natur oder denen der Menschen abhängig. Ich habe auch darin investiert. Neben den Aktien wirst du einen blauen Aktendeckel finden, der eine Zusammenfassung der Verzeichnisse des Immobilienbuches enthält. Uns gehört ein Streifen Land in Bielitz und etwas Grund in Krakau. Das ist genug, um ein neues Leben anzufangen. Verschwende das Geld nicht. Ich will, dass du dein Studium abschließt. Reise nach England, suche dir das beste College im Land und komme nicht ohne Diplom nach Hause.«

»Von welchem Zuhause sprichst du denn?«, herrschte ich ihn an. »Glaubst du wirklich, dass Paula noch in der Tür steht und auf uns wartet?«

»Für deine Heimkehr, für deine Heimkehr«, flüsterte er.

Vielleicht hätte ich ihm widersprechen sollen, aber ich blieb still. Er hörte auf zu sprechen und rang nach Luft, wie ein Läufer,

dessen Kräfte nachlassen, der aber nicht aufgibt und sich auf den Endspurt vorbereitet. Seine Finger zitterten nervös. Der Sanitäter, der bei der Tür gedöst hatte, ging langsam die Pritschen entlang, um nachzusehen, ob es Tote gäbe, die man vor der Sperrstunde hinaustragen müsse.

»Hörst du mir zu?«, fragte mein Vater, als ob er von einem ermüdenden, weiten Ausflug zu mir zurückgekehrt wäre.

»Natürlich höre ich zu.«

»Gut. Vielleicht solltest du nicht nach England fahren. Vielleicht ist alles nur ein Traum. Vielleicht willst du nicht studieren. Vielleicht ist all dies Zeitverschwendung. Ich verlange nur eins: dass du ein Mensch wirst. Ein guter Mensch. Dass du die Sitten der Lager nicht mit in dein neues Leben nimmst. Dass du das Gesetz des Dschungels nicht akzeptierst. Dass du alles vergisst, was du hier gelernt hast. Lüge und Betrug schaden deinen Mitmenschen. Die Verachtung des Gesetzes und der Ehrlichkeit. Und versprich mir, dass du nie – hörst du? –, nie stehlen wirst.«

Ich war verblüfft: Hatte er meine geheimen Gedanken erraten, die Gedanken, die sich nur auf das Brot konzentrierten, das er unter der Matratze versteckt hielt?

»Bitte, ruhe dich aus, du übernimmst dich.«

»Versprich es«, beharrte er.

»Ich verspreche.« Meine Worte überzeugten ihn nicht, denn er befahl mir, es zu wiederholen. »Ich verspreche«, sagte ich deutlicher, obwohl ich noch immer nicht verstand, was ihn bewegte. »Plagt dich etwas, Vater?«

»Ich will, dass du ein ehrlicher Mann wirst.«

Hätte ich ihm antworten sollen, dass hier im Lager Ehrlichkeit nur zur Vernichtung führte? Hätte ich mit einem Mann diskutieren sollen, der auf dem Sterbebett lag? Ich nickte nur, um ihn wissen zu lassen, dass ich gehört hatte.

Und plötzlich ergriff er meine Hand. »Erinnerst du dich an das Geld, das du in Teschen gestohlen hast? Wie viel war es? Fünf Kronen?«

»Du hast das gesehen?«

»Ich habe es gesehen.«

»Es waren nur zwei Kronen«, stammelte ich, als ob das einen Unterschied machte.

Mein Vater richtete sich ein wenig auf und rief unter Aufbietung seiner letzten Kräfte: »Das ist völlig egal! Das ist völlig egal!«

Ein Häftling, der auf der benachbarten Pritsche im Sterben lag, schaute uns verwundert an. Der Kopf meines Vaters fiel auf die schmutzige Matratze zurück. Vorsichtig entwand ich meine Hand seinem Griff. Ich spürte Feuchtigkeit. Seine Hand war mit kaltem Schweiß bedeckt.

»Das Gespräch erschöpft dich. Warum bringst du die vergessene Vergangenheit zurück, warum gerade jetzt?«

»Weil es keine andere Gelegenheit geben wird.«

»Warum hast du bis jetzt geschwiegen?«

Er schloss seine Augen nicht, sondern starrte an die Decke und sprach wie ins Leere: »Was du damals getan hast, hat mich jahrelang geärgert. Ich wusste selbst nicht, warum. Ich wusste nicht, warum ich so lange schwieg. Heute sehe ich die Dinge klarer. Du verstehst sicher, warum. Du bist kein Kind mehr. Als du damals die Münze aufgehoben und in deine Tasche gesteckt hast, empfand ich ein starkes Gefühl des Versagens. Ich fragte mich, was ich falsch gemacht hatte und wie es passieren konnte, dass ich dich nicht richtig erzogen hatte. Immer wieder dachte ich darüber nach, ohne eine Antwort zu finden. Aber jetzt ... jetzt darf man schon ein menschliches Versagen zugeben. Niemand auf der Welt wird meine Unterlassungssünde verurteilen.«

Ich schwieg.

»Bist du da?«, fragte er, ohne mich anzusehen.

»Ich bin da.«

»Die Welt wird anders sein. Ich meine die Welt, die aus dem Chaos geboren wird. Alles wird neu beginnen. Die Menschen werden aus dem Unglück lernen, das sie über sich gebracht haben. Sie werden klüger und besser sein. In der neuen Zeit wird Ehrlichkeit hochgeschätzt sein. Es ist schade, dass ich nicht an den

ganzen Blödsinn eines Lebens nach dem Tode glaube. Ich werde es nicht von oben sehen.«

»Vater!«

»Sch, sch, unterbrich mich nicht. Gute Menschen ...«

»Es wird keine guten Menschen geben, Vater. Gute Menschen sind dem Untergang geweiht.«

»Wer hat dich das gelehrt? Du bist doch noch ein Junge. Warum redest du wie ein enttäuschter alter Mann? Warum? Du bist doch erst zwölf Jahre alt.«

»Fünfzehn, Vater.«

»Nein. Diese Jahre, die Kriegsjahre zählen nicht. Sie müssen aus deiner Biographie gelöscht werden. Es gibt keinen Grund, sich an sie zu erinnern. Vielleicht irre ich mich. Vielleicht sollte man sich an das Schöne erinnern. An die Menschen, die sich nicht an die Welt des Bösen anpassten. Leute wie Kruczek oder Król. Witold Król und seine Frau ... Geh jetzt und ruh dich aus. Komm morgen wieder. Erinnerst du dich an Król?«

»Ich erinnere mich«, sagte ich, um ihn aufzuheitern.

»Und vergiss nicht, dass du mir zwei Kronen schuldest«, fügte er hinzu, vielleicht um zu zeigen, dass er noch etwas Humor besaß, vielleicht auch, um dem Gesagten die Bitterkeit zu nehmen.

Ich zerdrückte noch einige Läuse, die auf der Wolldecke herumkrochen, deckte seine nackten Schultern zu und ging hinaus. Die Scheinwerfer auf den Wachtürmen flammten auf. Ihr strahlendes Licht wetteiferte mit der Glut der untergehenden Sonne. Die Wachen kamen aus den SS-Gebäuden, ihre Schäferhunde an der Leine. Abgerichtet, ihre Beute zu zerfleischen, auch wenn sie satt waren, bellten sie. Stakkatobellen, das einen erschauern ließ. Sie blieben hinter mir, als ich schräg über den Appellplatz ging, um den Weg zu meiner Baracke abzukürzen.

Fredek Minz wartete dort auf mich. Wir waren im gleichen Alter, waren im gleichen Waggon, im gleichen Zug nach Starachowice gekommen und Freunde geworden. Unsere Wege trennten sich erst, als wir ein Jahr später nach Auschwitz gebracht wurden.

Von dem Bund, der stark genug schien, alle Hürden der Zeit zu überwinden, blieb nur ein kleiner Lichtpunkt in der Erinnerung. Vielleicht weil unsere Freundschaft aus zufälliger Notwendigkeit geboren war und mit dem Grund auch der Zweck des Bundes verschwand.

Fredek Minz war das Kind eines Armenviertels, Sohn eines jüdischen Anstreichers, der mit Gelegenheitsarbeiten seine kinderreiche Familie ernährte und die Gesetze des Schicksals widerstandslos hinnahm. Wie sein Vater hatte auch Fredek einen freundlichen Charakter und eine bewundernswerte Fähigkeit zur Anpassung. Ich war geschmeichelt, dass er meine Autorität widerspruchslos akzeptierte, und insgeheim beneidete ich ihn um sein Talent, vor sich hin zu träumen. Irgendwie gelang es ihm immer, aussichtslose Situationen mit seinen Träumen zu verhüllen, und wenn er mutlos war, fand er Zuflucht in seiner imaginären Welt. Ich dagegen hatte gelernt, mich in den Schlupfwinkel der Rationalisierung zurückzuziehen. Ich analysierte Situationen und Erscheinungen mit der Logik eines frühreifen Kindes, mitunter wie ein Buchhalter, der beweisen kann, dass zwei und zwei fünf ergibt. Er ging den entgegengesetzten Weg. Fredek war fähig, Schlammwasser in Rinderbrühe, eine verfaulte Kartoffel in eine Delikatesse und unsere Pritsche in ein königliches Bett mit Baldachin zu verwandeln. Manchmal versuchte er, mich in sein Phantasiezelt zu locken, jedoch ohne Erfolg. Meine Einbildungskraft gehorchte meinem Willen nicht mehr.

Fredek Minz konnte träumen, ohne ein Träumer zu sein. Wenn er keinen Stoff mehr fand, mit dem er die Realität bemänteln konnte, akzeptierte er sie ohne Gegenwehr. Im April wurde sein Vater gefasst, als er einen kleinen Sack Roggenmehl ins Lager zu schmuggeln versuchte. Der lettische Wächter erschoss ihn noch am Eingangstor. Ich wusste, dass Mitglieder seiner Familie, seine Mutter und zwei Schwestern, im Krakauer Ghetto ermordet worden waren. Seit der Zeit hatte er all seine Gefühle auf seinen Vater gerichtet. Ich sagte nichts zu ihm, weil ich nicht wusste, wie man einen Sohn tröstet, der seinen Vater verloren hat. Aber er

suchte gar kein Mitleid, sondern umarmte mich nur, sagte kurz: »Das ist es dann«, und sprach nie mehr darüber – bis mein Vater in die Sterbebaracke eingeliefert wurde.

Als ich kurz vor acht von dort zurückkam, begrüßte er mich mit dem Vorschlag: »Jetzt, da beide nicht mehr da sind, sollten wir eigentlich unter einer Decke schlafen. Wir können die andere gegen Brot tauschen.«

»Was redest du da? Mein Vater ist nicht tot.«

»Er atmet noch, ist aber genauso tot wie mein Vater.«

»Das stimmt nicht, ich habe gerade mit ihm gesprochen.«

»Mach dir nichts vor! Es wird dir nicht gelingen. Die Wahrheit steht dir ins Gesicht geschrieben. Du hast ihn an dem Tag begraben, an dem er in diese Baracke gebracht wurde. Sei nicht dumm, Roman. Du weißt genau, dass er nie wieder eine Wolldecke brauchen wird. Also wozu das ganze Theater?«

Er hatte ins Schwarze getroffen. Es gab immer noch Gedanken, die ich nicht laut auszusprechen wagte. Ich belog mich lieber selbst.

»Nun?«

»Was eilt so?«, fragte ich, doch in meinem Herzen wusste ich bereits, dass er recht hatte. Für die Wolldecke bekamen wir zwei Laibe Roggenbrot und ein Pfund Marmelade aus Runkelrüben, mit künstlichem Süßstoff gesüßt. Ich sagte meinem Vater nichts. Nur einmal, als sich unsere Blicke kreuzten, stieg der schreckliche Gedanke in mir auf, dass ich an seiner Rückkehr nicht mehr interessiert war und dass ich sein Leben für einen Topf Linsen verkauft hatte. Aber Gewissensbisse hatte ich noch immer nicht. Die wunderbare Welt, von der er gesprochen hatte, war noch nicht geboren.

Nachts deckten Fredek und ich uns mit einer Decke zu. Als der Herbst kam und die Kälte uns immer mehr quälte, schliefen wir aneinandergedrückt wie zwei Teelöffel. Manchmal atmete ich auf seinen Hals, und wenn wir uns umdrehten, spürte ich seinen Atem auf meinem. Es war, als ob die körperliche Nähe, die nichts anderes war als das Verlangen nach doppelter Wärme, uns noch fester verband. Ich war zwar gewillt, eine Wolldecke, nicht aber